Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964
1935

22 (26.1.1935) Roman-Blatt. Beilage zum Durlacher Tageblatt

Visual Library

Nun ist Friedl fort; doch nicht weit. Von der Schwester verlangt sie, dem Arzte vorgeführt zu werden.

„Das wird jetzt nicht mehr möglich sein," bedauert die Schwester.

„Das muß möglich sein," erwidert Friedl eigenwillig. Die Schwester zuckt erschreckt zusammen. Sie ist so ein lautes, befehlendes Organ nicht gewohnt; hier spricht man gedämpft, voll Rücksicht.

„Ich werde versuchen," murmelte sie. Ohne daß sie es gewahr wurde, folgte ihr Friedl. Der Arzt wollte gerade sein Dienstzimmer verlassen, als ihm die Schwester der Komtesse Bitte vortrug.

Der Arzt sah von der Schwester weg zu Friedl. Da war es mit einer Ablehnung wohl zu spät. —

„Sie wünschen?" fragte er kurz.

Verwundert drehte sich die Schwester um. Richtig, die Komtesse! Die Schwester verstand so schwer das eigenwillige Vordringen der Menschen. Wie wenig Demut und Bescheidenheit fand man doch in der Welt! Mit niedergeschlagenen Augen entfernte sie sich.

Unsicher hielt Friedl ihren Blick auf den Arzt gerichtet.

„Wie finden Sie den Zustand meiner Tante?"

„Behandlungsbedürftig."

„Mit Aussicht?"

„Wo keine Aussicht, erübrigt sich die Behandlung."

„Das heißt, daß man in diesem Fall die Kranke wieder heimnehmen könnte?"

„Stimmt!"

„Und Sie behalten sie?"

„Ja."

„Was werden Sie mit meiner Tante tun?"

Jetzt gelang es dem Arzt nicht mehr, sein Schmunzeln zu unterdrücken. Die Art, wie ihn die junge Aristokratin ausfragte, war kurios. Er besaß aber Humor und Güte und darum antwortete er ihr.

„Das kann ich Ihnen heute noch nicht sagen."

„Werden Sie operieren?"

Aha, darauf ging es hinaus! Er erinnerte sich des Wunsches der Gräfin. Wahrheitsgetreu entgegnete er:

„Nein!" Dabei dachte er, daß nicht er, sondern Professor Xrang operieren würde und er morgen überhaupt dienstfrei war.

„Tante will, daß ich fortfahren soll ..."

„Das können Sie ohne weiteres, Komtesse! Wir werden Ihnen jederzeit die gewünschte Auskunft erteilen."

„So?"

Sie spürte genau, daß etwas nicht stimmte.

„So soll ich wirklich heimfahren?"

„Gewiß! Ruhig!"

Einen Schritt trat sie näher.

„Ich kann mir nicht helfen, Herr Doktor, aber Sie machen mir da etwas vor."

„Komtesse!" entrüstete er sich.

„Na, dann gute Nacht und schönen Dank!"

Der Portier hatte ihr ein Auto bestellt, mit dem fuhr sie in das von ihm empfohlene Hotel. Trotz der späten Stunde schrieb sie noch einen Brief und zwar an Egbert:

„Lieber Egbert! Deine Mutter hat die Fahrt gut überstanden. Der Arzt sagte mir, daß keine Operation, wohl aber eine Behandlung nötig sei. Ich bleibe hier, du bleibst bei Onkel. Ein Austausch der Rollen! Wird uns beiden gesund sein.

Mädchen soll mir Wäsche, aber keine Kleider senden. Ich kaufe mir hier ein paar Fahnen, damit deine Mama aus dem Gruseln herauskommt.

Grüß mir Mädchen separat und verzeih mich auf Erlenhof.

Euch allen tausend Grüße von Tante und einen von mir dazu. Friedl."

Als Graf Egbert diesen Brief von dem Expreßboten in Empfang nahm, zitterte seine Hand. Er sorgte sich schrecklich. Bei Friedls beruhigenden Zeilen legte sich die Aufregung. Sofort ging er zu seinem Onkel.

„Friedl kommt nicht!" rief er ihm entgegen.

„Lassen Sie nur morgen," antwortete Graf Berg. „Fräulein Bit brachte mir die Wirtschaftskasse. In der liegt eine Quittung über 700 Mark von Friedl. Für mich steht der ungeschäftliche Vermerk darauf: Wenn ich damit fertig bin, werde ich schreiben; ich komme erst mit Tante wieder. Aus!"

Wider Willen mußten beide Herren lachen. Dieses Mädel hatte den Teufel im Leib. Das kümmerte sich um fremden Willen genau so wie der nachbarliche Dackel. Ein Glück nur, daß seine strupellose Entscheidung diesmal so haarscharf das Rechte getroffen hatte.

Die arme Gräfin sollte nicht allein bleiben. Die geheime Sorge des alten Grafen, daß Friedl dem Kommenden doch nicht ganz gewachsen sein würde, verflüchtigte sich beim Lesen dieser zuversichtlichen Zeilen.

7. Kapitel.

Großstadtlärm. Das Fahren und Wimmeln der Straßenbahn, Autogehupe, das Knirschen schwerer Wagen auf steinernem Pflaster, Stundenschlag und Glockengeläute, das alles hört Komtesse Friedl Berg nicht; sie schläft wie ein Murmeltier. Erst das rücksichtslose Zuwerfen einer Tür löst ihre im Schlafe entspannten Nerven. Die Hand, die auf der seidenen Decke liegt, fährt unter den Kopf, ein wenig neigt sich dieser zur Seite und gleich darauf ist sie wieder im Land der Träume.

Nun zischt ein Wasserstrahl auf, heftig, jäh; — am Gang läuft die Wasserleitung und eine Männerstimme ruft dem Stubenmädel zu:

„Die Stiefel müssen auch noch gewichst werden ..."

Friedl schlägt die Augen auf. „Auch noch gewichst werden ..." klingt es in ihr nach und plötzlich weiß sie, wo sie ist. Im Nu ist alle Verträumtheit und Nachtschwere aus ihrem Köpfchen und ihren Gliedern.

Faulpelz, der sie ist! Eins, zwei, drei, ist sie aus dem Bette. Und mit Erlenhofscher Frische und Geschwindigkeit gewaschen und angekleidet.

Sie muß zur Tante und vorher ihre Garderobe erneuern. Dieser Gang war ihr in der Seele zuwider. Aber was half's?

Bei einem vornehmen Kleidersalon machte sie halt. Unschlüssig musterte sie die Auslagefenster. Überspannt! Verrückt! So lautete ihr Urteil. Ihr guter Wille begann sich zu verflüchtigen.

Eine alte, elegante Dame betrat vor ihr das Geschäft. Friedl sah an sich selbst herunter. Wie ein grauer Spatz sah sie aus. Und die Tante! — Sie gab sich einen Ruck und auf der Flucht vor ihrem dörflichen Ich betrat sie das Lokal. Um ihren Wunsch befragt, verlangte sie ein paar helle, einfache Kleider.

Ein Modell nach dem andern legte man ihr vor und immer schüttelte sie nur den Kopf. Bald spöttisch, bald finster, nie war sie zufrieden.

Die Direktrice hatte den ganzen Vorgang beobachtet. Sie suchte nun selbst nach einem einfachen, aber sehr hübschen Rohseidenkleid und dieses gefiel Friedl endlich.

„Sie können mir gleich zwei oder drei davon geben," meinte sie aufatmend.

„Aber nein, gnädiges Fräulein, wir finden bestimmt noch andere Kleider, die Ihnen gefallen und doch nicht gleich in Form und Material sind."

Geduldig wartete Friedl auf die versprochenen Wunder. Die geschäftstüchtige Direktrice fand sie wirklich.

Ein fliederfarbenes Seidenkleid, einfach, doch ungemein vorteilhaft im Schnitt, stand Friedl entzückend. Ebenso ein dunkelblaues Wollcrepekleid für kühlere Tage.

Friedl bestaunte sich ganz im geheimen im Spiegel. Nicht einmal affig sah sie aus.

Widerspruchslos erlegte sie den verlangten Preis. Daraufhin machte sie die Direktrice in der feinsten, liebenswürdigsten Art aufmerksam, daß ganz in der Nähe ein Hutsalon sei, in dem man unbedingt die allerneuesten, ergänzenden Schöpfungen zu den gekauften Kleidern finde.

Friedl schmunzelte. Sie war nicht auf den Kopf gefallen. Der gefiel wohl ihr Hut nicht. Und sie hatte ihn doch erst drei Jahre.

(Fortsetzung folgt am Samstag, den 2. Februar 1935.)

Roman-Blatt

Beilage zum Durlacher Tageblatt

Komtesse Friedl

Roman von Helene Norbert

Urheberrechtsschutz durch Verlagsanstalt Manz, Regensburg

5

„Herr Birkenhofer hat mir jetzt erst gesagt, daß die Herrschaften hier sind. Gerade gestern haben wir frisch gebacken; wenn die Herrschaften unsere Leckerli versuchen wollen?"

Komtesse Friedl lachte. Sie schob ein Branzlibusserl in den Mund.

„Sie sehen, das tu ich noch mit Vergnügen."

„Nicht wahr, diese Busserl sind fein!" Jodokus zwinkerte listig mit den Augen. „Es geht eben nichts über ein Busserl von meiner schönen Aurelia ..."

„Ach Herr, wie Sie mich beschämen!"

Mit beiden Händen strich sich die Heißerglühende die blütenweiße Schürze glatt; dabei traf den alten Sünder von unten herauf ein schämiger, liebevoller Blick.

Aurelia Vogelhubers massige Leibesfülle verschwand in den Vordertiefen und ihr Herr schenkte vergnügt seinen Gästen aufs neue die Gläser voll.

Friedl stellte das ihre zurück. Sie kannte den nachbarlichen Sausaus Freund. Nun mußte sie es unberührt stehen lassen, bis er selbst die Flasche geleert hatte.

Wenn sie aber genau hingesehen hätte, hätte sie gemerkt, daß Jodokus Birkenhofer aus zwei Fläschchen eingoß. Aus der einen für sie und den Grafen, aus der anderen für die holde Hilde West und sich selbst.

Wieder und wieder stieß er mit Hilde an. Das Rauhbein wurde zum Dichter, zum Poeten. Er schien hoffnungslos verliebt zu sein, beklagte seine grauen Haare und wob um Hilde West Gloriolen. Eine glänzender, herrlicher als die andere.

In ihrer Seele war eitel Freude. Der Birkenhofer war ja unbezahlbar. Ausgerechnet in des Grafen Nähe mußte ihn seine Weiberscheu verlassen. Wo war eine Frau, die darüber nicht stolz geworden wäre? Um die kleine Friedl in dem verschossenen Kleide kümmerte sich keiner.

Hilde West knabberte, anspruchslos wie ein Fräulein, an dem Gebäck, und gab dem neuen, vom Himmel geschneiten Verehrer immer wieder Bescheid. Dabei wurde ihr der Kopf ein wenig schwer und sie begann zu lachen.

Neugierig schlich sich der Dackel näher. Auf seiner linken Ohrspitze saß eine Fliege. Das fand Hilde West derart komisch, daß sie schier nicht mehr zu lachen aufhören konnte.

Friedls Blick wurde weit, — verstehend.

„Ihrem Charme, meine Gnädigste, und aller bäuerlichen Einfalt!"

Jodokus Birkenhofer gurrte wie ein Tauber. Nur Friedl erkannte in dem Gefieder den Schelm. Nicht ein bißchen traute sie der scheinbaren Verliebtheit. Sie begann zu ahnen, was der fidele Wirt vorhatte. Ihre Schadenfreude wurde wach, zuerst zögernd, gehemmt durch einen geringen Zweifel. — Sie schämte sich für ihre Gefährtin, aber dann regten sich sämtliche Spitzbübereien in ihr. Das war ja ein köstlicher Anschauungsunterricht für den Grafen.

Hilde West lachte und gluckste, gluckste und lachte, und auch der Graf erkannte jetzt, was da vor sich ging. Die West wußte nicht, wann sie genug hatte! Pfui Teufel! Die läppischen Firlefanzereien des Alten hätten ihr den Kopf verdreht.

Angeekelt erhob er sich. Er wollte der widerlichen Szene ein Ende bereiten.

Hilde West sah ihn ungläubig, kopfschüttelnd an. Jetzt, wo es so nett wurde, wollte er gehen?

„Aber das ist Ihr Ernst nicht, Gräflein!"

„Meine Mama ist nicht wohl."

„Ach, lassen Sie die nur; bis morgen ist sie wieder frisch."

Finster sah er auf sie nieder.

Friedl kam ihm zu Hilfe.

„Es geht wirklich nicht länger, Fräulein West, wir müssen heim."

„Nun denn, auf in den Kampf!"

Bei ihr schien es wirklich ein Kampf zu werden, das Gehen nämlich. Hilfreich unterstützte sie der liebenswürdige Wirt.

„Mir scheint, mir ist der Wein ein wenig in den Kopf gestiegen," lachte sie vor sich her.

„Keine Spur, gnädiges Fräulein," erwiderte ihr Begleiter mit feuerrotem Kopf. „Schwül ist es geworden, das ist alles. Ein Wetter werden wir heute Nacht bekommen."

„Glauben Sie? Ein Wetter? Nein, so was, — ein Wetter!"

Immerzu flogen so ein paar Lachtauben aus ihrer Kehle.

Graf Egbert ging mit Friedl hinterdrein. Eine kühle Luft strich über ihre erhitzten Gesichter. Die Aussicht auf ein Gewitter — gleich Null.

Jodokus hob Hilde West in den Wagen. Dann verabschiedete er sich von ihr. Sie reichte ihm die Hand zum Kuß. Das Gleiche tat sie beim Grafen. Doch dieser verbeugte sich nur. Knapp, kalt.

Und mit einem Male schluchzte die West auf:

„Und es war doch heut' so schön!"

Der Motor sprang an und der Wagen fuhr mit seiner schwankenden Last in die blaue Dämmerung hinein.

Draußen am Horizont färbten sich die Berge schwarz. Von ihren Rücken strich es grau ins Land und aus dem blauen Dämmer stieg die tiefe, heilige Ruh'.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Und in diese Stunde sagte Friedl ohne jedwede Beziehung:
„Eine interessante Frau!"
Da kehrte ihr der Graf schweigend den Rücken, drückte dem Wirt die Hand und ging dem Erlenhofe zu.
Friedl tätschelte dem Alten noch rasch die Wange, dann folgte sie dem Grafen.
Johann Birkenhofer blickte ihnen zufrieden nach. Er hatte geholfen. Geholfen in seiner Art, — wie er es verstand.
Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!

6. Kapitel

Noch bevor der Hausarzt zu Besuch auf Erlenhof eintraf, war es jedem klar, daß Gräfin Sibylle eine schwerkranke Frau sei.
Sie konnte die Schmerzensanfälle nicht mehr verbergen und Graf Berg stand bestürzt und erschüttert neben dem Lager seiner Base.
Gräfin Sibylle sprach nichts und doch sah man, wie grausam sie litt. Das einstmals so schöne, ebenmäßige Gesicht war über Nacht spitz geworden. Die Augen lagen ihr tief in den Höhlen, und ihr Blick war gefoltert, gehetzt; sie litt namenlose Pein, seelisch und körperlich.
Friedl wich nicht mehr von der Seite der Kranken und Graf Egbert mußte alle Kraft aufwenden, um seinen Schmerz und seine Sorge mit etwas Würde zu ertragen.
Als der Arzt kam, atmeten sie alle ein wenig auf. Nur die Kranke wehrte müde mit der Hand ab, als sie allein waren.
„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Doktor! — Zu spät!"
„Papperlapapp!" fuhr der Arzt auf. „Sie wissen nicht einmal, was Ihnen fehlt!"
Die Gräfin nannte einen Namen.
Der Arzt sah sie prüfend an.
Wie kam sie zu dieser Vermutung? Schweigend begann er sie zu untersuchen. Seine Miene blieb forschend, ruhig. Und doch war Schreck und Verwunderung in ihm. Die Gräfin hatte allem Anschein nach ihre Krankheit richtig erkannt. Woher kam ihr dieses Wissen?
„Und jetzt, Herr Doktor?" fragte die Kranke.
„Operation!" erwiderte er kurz. „Sie können noch die gesündeste Frau werden."
Hoffnungslosigkeit glitt über ihr Gesicht.
„Wenn der Herrgott ein Wunder tut!"
„Ein Wunder ist zu jeder Zeit jeder Funke Leben!"
Unvermittelt stieß sie hervor:
„Sie dürfen nur meinem Vetter sagen, was Sie von meinem Zustand halten. Ordnen Sie die Überführung in ein Sanatorium an, ohne meinem Sohn etwas von der Notwendigkeit einer Operation mitzuteilen."
„Wie Sie wünschen, Frau Gräfin!"
„Mein Sohn soll kommen!"
Der Arzt empfahl sich und versprach, den Grafen zu rufen. Als dieser erschien, küßte er zärtlich die Hand seiner Mama.
„Doktor Rimerschmidt will dich einem Sanatorium zur Pflege übergeben?" Er strich ihr die grauen Haare aus der schmerzlich gefalteten Stirn. „Es wird vielleicht das beste sein, Mama, liebe Mama!" Seine Stimme schwankte in unterdrückter Erregung.
„Ich will dem Doktor folgen, Egbert. In ein paar Wochen ist die ganze Geschichte vorüber. Du kannst einstweilen auf Erlenhof bleiben."
„Nein, Mama! Ich fahre mit dir und bleibe in deiner allernächsten Nähe."
Die Gräfin, die den Einwurf vorausgesehen hatte, griff zu einer Notlüge.
„Das ist unmöglich, Egbert. Du mußt mir zuliebe tun, was ich von dir verlange. Fritz hat mir gestern gesagt, er wolle dich bitten, daß du dich für ein paar Wochen in die Verwaltungsarbeiten des Gutes einführen lassen möchtest. Er hofft in dir einen Vertreter zu finden, der ihm ermöglicht, daß er früher ins Bad fahren kann. Sein Zustand erfordere es heuer dringend. Ich bin mit großer Genugtuung darauf eingegangen und du mußt nun dem Onkel und mir die Bitte erfüllen. Es wäre nicht recht, wollten wir nach so langer Gastfreundschaft anders handeln. Außerdem möchte ich die Gelegenheit, die Zeit meiner Wiedergenesung hier verbringen zu dürfen und ich käme so gerne wieder hierher zurück..."
Graf Egbert sah unentschlossen vor sich nieder. „Ich will mit Onkel sprechen," sagte er endlich.
Die Gräfin war nun ängstlich darauf bedacht, vorher mit ihrem Vetter reden zu können. Den Sohn als Boten zu senden, war zu gefährlich.
Sie hatte Glück.
Graf Berg, der durch die Unterredung mit Doktor Rimerschmidt tief bestürzt war, ging mit seinem Liebling in das Krankenzimmer hinüber.
Die Gräfin lächelte ihnen freundlich entgegen.
„Was macht ihr doch für Leichenbittermienen? Euer Doktor ist ein fähiger Mann! Keine Spur Schmerz spür ich mehr nach seiner Einspritzung."
„Und doch willst du von uns fort?" fragte der Graf.
„Ich muß fort!" gab sie leicht heiter zurück. „Auf Erlenhof gibt es ja leider keine therapeutischen Instrumente. Oder hast du vor, mir zu lieb hier ein Spital einzurichten?"
Die Frau scherzte mit wehem Herzen.
Friedl fühlte die Fürsorge der Mutter, die dem Sohn über eine schwere Stunde helfen sollte. Mit einer Weichheit sah sie der Kranken ins Antlitz, die bei ihrem Wesen nur selten zutage trat. Diese Innigkeit lebte jedesmal in ihr auf, so oft sie Armes, Hilfloses erblickte. Da sprangen die Tore ihres Herzens weit auf. —
„Gutes Kind," murmelte die Gräfin ergriffen, als sie die weiche, blühende Wange Friedls an ihren Fingern fühlte. Nach einer Weile bat sie: „Laßt mich mit Onkel Fritz allein —"
„Nicht anstrengen, Mama!" bat der junge Graf besorgt. Er erfüllte ungern den Wunsch seiner Mutter. Zum erstenmal trat die Frage: willst du deine Mutter verlieren? in ihrer ganzen Strenge und Härte vor ihn hin. Er fuhr sich nervös durch die Haare. Friedl deutete die Geste richtig: Ratlosigkeit, Hilflosigkeit, Angst!
„Gehen wir!" bat sie ihn und er folgte ihr, nicht wissend, was er eigentlich wollte. —
Graf Berg zog sich einen Sessel zu der Gräfin Bett. In seiner guten, treuherzigen Art begann er:
„Es tut mir so leid, Sibell, daß dir der Aufenthalt auf Erlenhof statt der gewünschten Ruhe und Erholung Sorge und Krankheit bringt. Es wird aber bald anders sein. Doktor Rimerschmidt sagte mir..."
„Nicht so, Fritz!" Sie ließ ihn die fromme Lüge nicht vollenden. „Wenn wir Alten nicht der Wahrheit ins Gesicht sehen wollen, werden uns die Jungen beschämen!"
„Sibell!"
„Laß gut sein, Alter! Meine Zeit ist um."
Der alte Herr antwortete mit gemachter Schroffheit:
„Das ist ein netter Unsinn, den du da sprichst!"
Sie schüttelte den Kopf und begann von ihrer, dem Sohne ängstlich verborgenen Krankheitsgeschichte zu erzählen. Schatten gruppierten sich zu Scharen und zeichneten ihm die Leidensgeschichte dieser Frau.
In ihm war ein Staunen über die Stärke, mit der sie ihr grausames Geschick verschwiegen hatte, und ehrliches Bedauern.
„Wir wollen dennoch das Beste hoffen, Sibell!" sagte er endlich. „Die Operation wird von großem Nutzen für dich sein. Nachher kommst du wieder zu uns und wir werden alles daransetzen, dich gesund zu pflegen."
Sie reichte ihm schweigend die Hand. Erst nach einer Weile konnte sie weiter sprechen.
„Du bist der einzige Verwandte, Fritz, zu dem ich uneingeschränktes Vertrauen besitze. Darum will ich mit dir von meiner größten Sorge, die mich auch hier nicht zur Ruhe kommen läßt, sprechen."
„Tu es, Sibell, es wird dich erleichtern," ermunterte er sie herzlich.
Es verstrichen Minuten, ehe sie wieder zu reden begann. Vorbei war ihre Ruhe. Die Angst peitschte die Worte:
„Laß meinen Sohn nicht im Stich, wenn ich sterben muß!"
Statt jeder Antwort faßte er nur fest ihre Hand.
„In der Angst, daß mit meinem Tode auch meine Rente wegfällt, wollte ich unser Vermögen für Egbert vergrößern. Ich habe spekuliert, mit den besten Papieren gespielt und — verloren. Unser Vermögen ist zusammengeschrumpft. Egbert ahnt es nicht. Wenn ich sterbe, ist er in kurzer Zeit auf sich allein angewiesen. Auf seine Kraft. Er hat nicht gelernt, um Brot zu arbeiten..."
„Keine Angst, Sibell," unterbrach sie der Graf. „Auf meinem Grund und Boden gibt es genug Arbeit; — wenn Egbert will, findet er auf Erlenhof jederzeit Beschäftigung und eine Heimat. Ich denke nicht, daß mein Vögelchen etwas dagegen hat."
In seinen Augen glänzte Wärme. Das Schicksal wollte ihm, dem Kinderlosen, auf einmal zwei Kinder schenken, zwei Heimatlose, aus dem Nest Gefallene, die ihre Liebe in sein einsames Alter tragen sollten.
Er spürte nichts von Verantwortung und Bürde, sah nur die Lichtseiten dieser Angelegenheit.
Die Gräfin beobachtete ihn scharf und mißtrauisch. Doch als sein offenes Gesicht immer freundlicher und gütiger wurde, atmete sie tief und befreit auf. Nun wurde es ihr auch nimmer schwer, ihm ihre Anliegen zu gestehen.
Beruhigend nickte er ihr zu: „Es ist gut! Wenn du durchaus allein fahren willst, mag Egbert die von dir angedeuteten Pflichten übernehmen." Mit einem feinen Lächeln fuhr er fort: „Meinen Beinen wird die frühere Bäderreise sehr gut tun."
Beide Hände reichte ihm nun die Gräfin. In seiner schlichten Großmut gab er ihr das Beste: Die Ruhe!
Sie anerkannte in einem tiefen Dankempfinden den Adel, den die Berg verkörperten. Den Adel der Seele, der die Träger wie von innen heraus zu durchleuchten schien. Friedl war bestimmt von dieser Art, das fühlte sie jetzt deutlich. Ein Röslein im Heiden verirrt. Und sie und Egbert waren den falschen Weg gegangen, es aus dem Dornengehege zu lösen. Heute wußte sie es. Aber noch war es nicht zu spät, noch lebte sie...
Die Aussprache mit dem Grafen hatte auf die Kranke einen ungeheuer beruhigenden Einfluß ausgeübt. Sie schlief jetzt und Friedl saß bei ihr und studierte aufmerksam ihre Züge. Alles Stolze, Unruhige war wie fortgewischt. Wie erlöst lag sie in den Kissen.
Die kleine Friedl kam ins Träumen. Sie sah in der Frau nur sich eine Mutter. Damit klang in ihr eine Saite an, die auf schöne, zärtliche Sehnsucht, auf Bewunderung und Liebe abgestimmt war. War es nun ein Mensch oder ein Tier, überall wo naturstarke, liebende Mütterlichkeit sich regte, begann es in ihr zu klingen. Für sie war es alles eins, ob nun eine Hündin ihre Jungen nährte, eine Henne ihre Küchlein in die Sonne führte, eine Kuh oder ein Pferd ihr Junges beleckte, eine Katze ihre kleinen Blinden betreute oder eine Frau ihr Kindlein in den Schlaf sang. — Mütter waren sie alle!
Nur sie selbst besaß keine. Manchmal wurde ihre Sehnsucht übergroß; dann riß diese das Herzensleid weit auf, goß aus den schimmernden Augen Tränen und legte auf die Lippen ein Wort, das Friedl jetzt laut vor sich hinsprach: „Mutter, Mütterchen!"

* * *

Graf Egbert stand ratlos vor seinem Onkel. Er begriff seine Mutter nicht. Hieß das nicht die Dankbarkeit gegen die Berg auf die Spitze treiben?
Graf Berg erriet seine Gedanken.
„Mißversteh' mich nicht, Egbert; ich handle nach den klaren, bestimmten Wünschen deiner Mutter. Nur die Rücksicht, sie nicht aufzuregen, heißt mich zu tun, was sie verlangt."
„Aber ich war doch immer an Mamas Seite..."
„Jetzt wünscht sie es nicht." Der Graf sah, wie schwer es Egbert wurde, den Wunsch seiner Mutter zu respektieren. Darum tröstete er ihn: „Sieh, Egbert, Kranke haben oft Schrullen, und die paar Wochen sind schließlich bald um, dann will ich deiner Mutter den Erlenhof für immer als Heimat anbieten..."
Nach langem Sinnen fügte sich endlich der junge Graf.
Noch am Abend kam das Sanitätsauto, das die Gräfin Altenburg holen sollte, angefahren.
Graf Egbert wurde fassungslos. Er wußte nicht, woher ihm die schwere, zermürbende Angst kam, die sein Inneres erfüllte.
Die Gräfin scherzte, versprach, bald wieder zu kommen. Graf Berg und Fräulein Uhl schritten neben Graf Egbert, der die Lippen schmerzhaft zusammenpreßte. Wortlos folgte er den Trägern.
Die Komteße blieb verschwunden. Im allerletzten Augenblick erschien sie zur Überraschung aller im Reisekostüm mit einer Tasche in der Hand.
„Ich fahre mit!" erklärte sie bestimmt. „Seht zu, wie Ihr ohne mich fertig werdet."
Um sich keinem Widerspruch auszusetzen, hatte sie niemand gefragt. Nun bekam der Onkel einen raschen Kuß und flugs stieg sie in das Auto ein. Die Begleitpersonen fanden es als selbstverständlich, daß von den Angehörigen jemand mitfuhr. Man hörte noch, wie sie ihre Tante fragte: „Liegst du auch gut?" Dann kurbelte der Chauffeur an.
„Friedl, Friedl!" schrie Graf Egbert aufgeregt.
„Na na, was gibt's? Schießen die Preußen wieder?"
„So gib mir doch deine Hand!"
Schon wollte sie erwidern: wozu? Aber da erbarmte sie sich seiner. Er sah so bleich und verstört aus. Schnell reichte sie ihm die Hand hinaus. Graf Egbert küßte sie in überströmender Dankbarkeit.
„So'n Unsinn!" brummte sie.
„Auf Wiedersehen, Mama! Auf Wiedersehen, Sibell!"
„Auf Wiedersehen, Frau Gräfin!" Diese Rufe schollen durcheinander.
„Wiedersehen!" schrie die Komteße zurück und fort ging's.
Gräfin Sibell lag still auf dem Ruhebett. Keine Spur Farbe war in ihrem Gesicht.
Abschied!
Niemand wußte, was in ihr vorging. Die Tränen, die ihr über die Wange liefen, tupfte Friedl behutsam mit ihrem Tüchelchen weg. Dann barg sie es in ihrem Täschchen.
Die Gräfin ließ auf der ganzen Fahrt Friedls Hand nicht mehr los. Schweigend hielt sie Zwiesprache mit ihr und Friedl gab in der gleichen, tiefgütigen Art ihres Onkels Antwort.
Fünf Minuten später. —
Gräfin Sibylle flüstert einer Schwester des Sanatoriums Krenz zu:
„Meine Nichte darf von der notwendigen Operation nichts erfahren! Ich will nicht, daß sie unruhig wird."
„Wie Sie wünschen, Frau Gräfin!" erwidert die Schwester ebenso leise. Draußen sagte sie es den andern Schwestern, dem Arzt.
Komteße Friedl verabschiedet sich von der Tante.
„Du fährst also morgen früh heim, Friedelein! Grüß mir alle. Egbert soll fleißig schreiben und sorgt euch nicht um mich. In drei Wochen bin ich wieder auf Erlenhof."
„Also Glückauf Tante! Professor Krenz wird das Ding schon deichseln und — gute Nacht!"
Friedl will gehen, da behält sie die Gräfin noch eine Weile zurück. Ihre Augen brennen.
„Friedelein, ich weiß nicht, ob du verstehen kannst, daß eine Mutter sich auch um einen so großen Jungen, wie Egbert ist, sorgen kann. Aber ... aber ... wenn ich vielleicht doch nicht mehr gesund werden sollte, dann wird er ganz allein sein und ..." Die Gräfin weint bitterlich. „Laß ihn nicht im Stich, Friedelein! Denk, eine Mutter übergibt dir ihr Kind..."
Wie hingezaubert steht ein Bild vor Friedl. Sie hört eine Henne glucksen und rufen und die kleinen, dottergelben Wuzerlinge eilen herzu.
Der Egbert sollte ihr Küchlein werden?
Mitten in den schweren Ernst dieser Stunde hinein muß sie lächeln.
„Du wirst wieder gesund, Tantchen!" sagt sie dann lieb und vertrauend. So lieb, daß die Gräfin ihren Kummer vergißt und eine leise, leise Hoffnung in ihr wach wird.